

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 22 (1908-1910)

Artikel: Reise durch das Hinterland von Liberia im Winter 1906/07
Autor: Volz, Walter
Kapitel: VII: Von Sigitta nach Bussamai
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein würde, und so wäre es ihnen nicht möglich, in grössern Abteilungen zu fechten. Ich habe zwar in Loma einen solchen Gore gesehen, dem mehrere Finger der linken Hand abgehauen waren und der deshalb doch seinen Beruf nicht aufgab.»

VII. Von Sigitta nach Bussamai.

(Vom 7. März bis 2. April 1907.)

Am 7. März früh war Aufbruch. «Da ich wusste, dass unser ein sehr langer Marsch wartete und dass wir die nächste Nacht im Walde schlafen mussten, so ging ich mit einigen Begleitern voraus. Der Weg ist fast völlig eben und gut. Ich hatte mich auf Berge gefasst gemacht und gedacht, ein Weg, zu dessen Zurücklegung selbst die leichtfüssigen Eingebornen zwei Tage brauchen, sei schlecht imstande. Ich war deshalb auf das angenehmste enttäuscht, oft lange gerade Strecken vor mir zu sehen, die das Aufnehmen der Karte ungemein erleichterten. Es fehlten zwar Brücken über die Bäche und kleinen Flüsschen, die sich alle direkt oder indirekt in den obern St. Paul ergiessen. Der Wald hatte auch im ganzen nicht den Charakter jener sich majestätisch ausdehnenden Urwälder. Wohl sahen wir vielerorts Spuren, dass auch dieser ausgedehnte und gegenwärtig von Menschen gänzlich unbewohnte Busch, der sich über 50 Kilometer in nordöstlicher Richtung ausdehnt, jene Tiere des Urwaldes beherbergt. Vielerorts war der Weg von Elefanten ausgetreten, oder niedergebogene Bäumchen und Sträucher bezeichneten ihre Wanderungen. Stellenweise roch es stark nach Leoparden, denn man riecht die Stelle, wo sie lagen, noch lange nachher, auch ohne über eine so feine Nase zu verfügen, wie sie ein Hund besitzt. Gewöhnlich fand man dann an solchen Plätzen auch Stellen, wo der Leopard die Erde aufkratzt, wahrscheinlich um die Krallen zu schärfen, wie die Leute sagen, oder, was mir noch wahrscheinlicher erscheint, um sich womöglich der Zecken zu entledigen, die zwischen den Zehen sitzen. An feuchten Orten hatten auch Schweine (jedenfalls das interessante Pinselschwein) den Boden aufgewühlt.»

«Die Ursache, dass dieser ausgedehnte Buschwald nur zum geringsten Teile Urwald ist, liegt darin, dass früher längs der Strasse mehrere grössere Ortschaften lagen, die nun allerdings durch den Krieg so gründlich zerstört wurden, dass man davon

nichts mehr sieht, was von Menschenhand hergestellt worden. Die ausgerodeten Plätze, wo früher Städte und Dörfer standen und reges Leben herrschte, wo die Krieger tanzten, wo Freude und Leid von Menschen gefühlt wurden, sind nun mit hohem, hartem Gras bedeckt, durch welches der Weg in vielen kleinen Windungen sich hindurchschlängelt. Nur die mächtigen Baumwollbäume, welche stets am Rande der Lichtungen stehen, lassen die alten Ansiedelungen von andern Grasfeldern unterscheiden. Bei einer dieser ehemaligen Städte führte der Weg zwischen zwei jungen, doch schon recht hohen Wollbäumen hindurch. Man machte mich darauf aufmerksam, dass es sich um ein altes Stadttor handle, bei dem zwei als Seitenpfosten verwendete Wollbaumstämmchen ausgeschlagen hatten und nun, ungehindert vom Menschen, höher und höher wuchsen.»

«Nachdem wir etwa 15 Kilometer von Sigitta entfernt waren, wurden auch die Spuren von Menschen häufiger in der Form niedriger, meist schon zerfallener Schutzdächer, unter denen ein paar Blattschäfte der Weinpalme nebeneinander lagen. Auch Spuren eines Feuers, angebranntes Holz, war zu sehen. Hier hatten Menschen, die von Bussamai kamen, die Nacht zugebracht. Solche Lagerplätze fanden sich in der Folge sehr häufig, und wenn wir auf einen stiessen, dann wussten wir, dass auch bald ein Bach folgen würde. Reisende, wir trafen hin und wieder solche, nehmen einen kleinen Topf und etwas Reis mit, schlagen mit Stahl und Feuerstein Funken und zünden die Nacht über ein grosses Feuer an, das sie wärmt und die Leoparden scheucht. Man erzählte, es komme nie vor, dass Leoparden solche einsame Schläfer überfallen.»

«Als wir wieder einmal aus dem Walde traten und über eine mit Gras bewachsene Lichtung gingen, sahen wir vor uns eine malerische Bergkette, die *Itiberge*. Man hatte das Gras beidseitig des Weges abgebrannt, die Asche war zum Teil noch heiss, und die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel. Nun ich dies überstanden, glaube ich, lassen sich auch die bevorstehenden Höllenqualen ertragen. Wir kamen dann an ein Flüsschen und etwa zehn Schritt jenseits wieder zu einem etwas grösseren, der *Wea* oder *Wera*. Beide Flüsschen fliessen lange Zeit, nur durch einen schmalen, natürlichen Damm getrennt, parallel. Die *Wea* ist ein Hauptgewässer und ergiesst

sich direkt in den *Djanvo* (St. Paul), und fast alle Flösschen, die wir trafen, vereinigen sich erst mit der Wea.»

«Während wir hier rasteten, flog plötzlich ein weisser Geierseeadler¹⁾ aus dem Flussbett auf und setzte sich ganz nahe bei uns auf einen überhängenden Ast, wo er uns aber erblickte und etwas weiter flog, immerhin nicht zu weit, denn auf einen Schuss fiel er klatschend ins Wasser, begab sich dann an das Ufer, wo er sich zu verstecken suchte und wo ihn dann die Leute fingen. Auch hier²⁾ wurde mir bestätigt, dass dieser Adler neben Fischen und Krebsen sehr gerne Palmnüsse frisst, die ihm ein zartes Fleisch geben. Abends wurde das Tier gekocht, und ich kostete etwas davon. Der Geschmack schien nicht übel, jedoch hatten die Leute, wie gewöhnlich wenn sie für sich kochen, nicht die Zeit genommen, das Fleisch gar werden zu lassen.»

«Während wir weiterzogen, kam uns ein Mann entgegen, der mir etwas mitteilen wollte. Da wir ihn jedoch nicht verstanden, einstweilen auch nicht auf den Korporal warten wollten, so schloss er sich uns an, bis wir einen längeren Halt machten, um auf die Nachzügler zu warten. Es stellte sich dann heraus, dass es ein Abgesandter von Bussamai war, welcher kam um zu sehen, ob wir auch wirklich auf dem Wege dahin seien. Er eilte wieder davon, um unsere Ankunft in Bussamai zu melden und zugleich Träger zur Ablösung der Sigittaleute zu senden.»

«Etwa um 4 Uhr nachmittags kamen wir an ein kleines, fast stille stehendes Flösschen, das leider sehr bald durch die badenden Träger völlig getrübt wurde. Man teilte mir mit, dies sei ungefähr die Hälfte zwischen Sigitta und Bussamai. Ich beschloss deshalb, hier zu übernachten. Zwei elende Hütten, auf vier Pfählen waren ein paar Palmblätter liederlich hingelegt, standen da, sowie mehrfach alte Feuerplätze. Es schien zwar nicht, als ob es in der Nacht regnen würde, aber da die Leute zudringlich umherstanden und alles begafften, gab ich ihnen Arbeit. Ich befahl ein Dach für mich herzustellen. Dabei zeigte es sich, dass viel mehr Leute vorhanden waren, als ich angenommen hatte. Es mochten zwischen 50 und 60 Mann

1) *Gypohierax angolensis*. A. d. H.

2) Vergleiche Büttikofer, Liberia II, Seite 398.

sein. Einige holten nun Blätter von den benachbarten Weinpalmern und machten ein Dach, gerade gross genug, um darunter sämtliche Traglasten und mein Bett aufzuschlagen. Die Schäfte dieser Wedel wurden nebeneinander auf den Boden gelegt, so dass sie ein trockenes Lager bildeten, auf dem die Leute schliefen. Wir hatten 25 Kilometer zurückgelegt, wobei die häufigen Umgehungen umgefallener Bäume nicht mitgerechnet sind. Wir waren denn auch sehr müde. Ich liess meinen Feldstuhl aufschlagen und schaute dem Treiben ringsum zu. Man kochte, die Träger sangen, und einige Unverwüstliche tanzten sogar zu den Klängen einer Kalebassengitarre. Die Nacht war schon hereingebrochen, als wir zum Essen kamen; über ein Dutzend Feuer waren längs des Weges zu sehen, und um jedes derselben lagen 4—6 Mann ausgestreckt. Bald ging ich dann zu Bett. An Schlaf war jedoch für mehrere Stunden nicht zu denken trotz der Müdigkeit. Denn noch lange wurde geschnattert, gebrüllt, getanzt und gekocht, und als es mir endlich genug schien und ich Ruhe gebieten liess, da wurde geflüstert, unterdrückt gelacht, gehustet, geschnarcht. Wenn schliesslich alles zu schlafen schien und ich hoffte, endlich auch so weit zu kommen, dann erwachte wieder einer, rief den Namen eines Kameraden und knüpfte ein lautes Gespräch an. Ich drohte schliesslich, zu schiessen; dies wirkte aber kaum fünf Minuten, dann begann alles aufs neue. Nach langem Wachliegen kam ich schliesslich doch noch zu etwas Schlaf, aber beständig hörte ich die Feuer anblasen, neues Holz spalten und anlegen, auch mitten in der Nacht kochen und baden.»

«Am Morgen (8. März) nach dieser unangenehmen und wenig erquickenden Nacht wurde flüchtig gekocht und dann sehr frühe abmarschiert. Unter den Leuten, die uns begleiteten, war auch einer, der Mendi sprach; von ihm hörte man, dass die Leute hier samt ihren Häuptlingen trotz des Krieges mehr Sympathie für die Franzosen haben als für Liberia. Der Häuptling von Bussamai würde, wenn ihm dies möglich wäre, nicht nur mit den ersteren Frieden schliessen, sondern sein Land auch am liebsten unter französischen Schutz stellen. Die Gründe, weshalb die Siama-Leute die Franzosen den Liberianern vorziehen, entsprechen vollkommen der kindlichen Denkart dieser Menschen. Sie sagen nämlich, von den Franzosen bekämen sie Gewehre, Tücher, Rum und seien anderseits imstande, Lan-

desprodukte dort gut und schnell abzusetzen, namentlich Elfenbein und Gummi, was eben in Liberia der geringen Preise und der grossen Distanzen wegen nicht möglich sei. Auch wurde erzählt, bei dem ersten Besuche von Lomase und auch seither hätten sich die Liberianer sehr schäbig aufgeführt, auf Geschenke wie Kühe und einen Sklaven habe Lomase stets nur versprochen, nie etwas gegeben; im Grunde sei deshalb die Stimmung gegen ihn.»

«Nach einigen Kilometern Marsch trafen wir unsere Leute, verstärkt durch etwa 40 Mann aus Bussamai. Nach langwierigem Zank um die Verteilung der Lasten gingen wir weiter. Als wir die gleiche Distanz zurückgelegt wie gestern und den Angaben der Leute nach in Bussamai sein sollten, war noch nichts zu sehen als Wald und Gras, und aus den Reden des Gewehrträgers vernahm ich so viel, dass es noch sehr weit sei.»

An einer Stelle im Walde fanden wir einen Stein von der Grösse eines Hauses. Zu Seiten des Weges bemerkten wir sehr häufig 2—3 Meter tiefe, oben 1—1½ Meter Durchmesser zeigende trichterförmige Löcher. Sie sind so regelmässig, dass ich zuerst an Entstehung durch Menschenhand dachte, etwa an Fallgruben für grosse Tiere. Macauley, ein alter Buschmann, bestritt dies auf das entschiedenste. Ich dachte, sie könnten vielleicht davon herrühren, dass sich in dem untergelagerten Gestein Löcher befänden, wo das Wasser gut abfliessen kann und nach und nach den Trichter ausgespült habe.¹⁾»

«Etwa 20 Kilometer von unserem Lagerplatz traten wir eine Zeitlang aus dem Wald. Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr mir. Die Luft war rot von Heuschrecken. Millionen und Millionen flogen ziemlich hoch von NW nach SO. Stellenweise bildeten die Schwärme eigentliche Wolken, die bei grosser Entfernung manchmal von andern grauen Wolken nicht zu unterscheiden gewesen wären, hätten sie ihre Form nicht schnell gewechselt. Das Geräusch der Flügel hörte sich an wie eine entfernte Brandung. Kam eine Wolke der Tiere vor die Sonne, so wurde sie für Momente verdunkelt. Das Sonnenlicht hatte übrigens beständig eine fahle Farbe, als ob die Luft voll Rauch sei. Nach und nach senkten sich viele tiefer, flogen wie wild um

¹⁾ Diese Erklärung ist offenbar die richtige, es handelt sich wohl um jene Erscheinung, die in der Geologie als sogenannte «Geologische Orgeln» bekannt ist. A. d. H.

uns herum, setzten sich auf Kleider und Hut, auf die Kartenskizze und die Brille. Dann stürzten sie sich auf die grünen Stellen zwischen dem versengten und verbrannten Gras. Andere Tausende flogen auf die Bäume, die in kurzer Zeit nicht mehr grün, sondern rotbraun waren. Ihre Zahl war stellenweise so enorm, dass Aeste unter der Last brachen und Bäumchen geknickt wurden. Selbst die harten Blätter der Oelpalme wurden nicht verschont, und was dort nicht Platz fand, das setzte sich auf den Stamm. Stellenweise war der Boden wie gepflastert mit ihnen; mein Gewehrträger, der vor mir herging, stürzte sich mit Jauchzen mitten in das Getümmel, und die auffliegenden Tiere umschwärmten mich wie toll. Ein Schlag mit dem Spazierstock irgendwo durch die Luft schlug Dutzende nieder. Als wir wieder in den Wald kamen, hörten wir sie oben in den Baumkronen an der Mahlzeit, und als ob auf die verdunkelte Sonne nun Regen folgen müsse, so prasselte es rings vor den herunterfallenden Exkrementen. Glücklicherweise ist mein Hut sehr gross. Diese Tiere liessen uns nicht mehr los bis Bussamai. Ungefähr 10 Kilometer weit war die Luft dunkel von ihnen. Raubvögel wiegten sich in ihr und fanden reichliche Beute. Aber auch die Menschen, die wir vor Bussamai in kleinen Dörfchen trafen, benutzten die Gelegenheit, zu einem reichlichen Fleischmahl zu kommen. Männer, Weiber und Kinder gingen mit Fischnetzen hinaus auf die Wege, warfen die Netze über Hunderte, töteten sie mit einem leichten Schlage der Hand und steckten sie massenhaft in Säcke. Später wurde das, was nicht sogleich verzehrt wurde, in der Sonne getrocknet und als Vorrat aufbewahrt, nachdem man zuvor die Flügel abgerissen hatte.¹⁾»

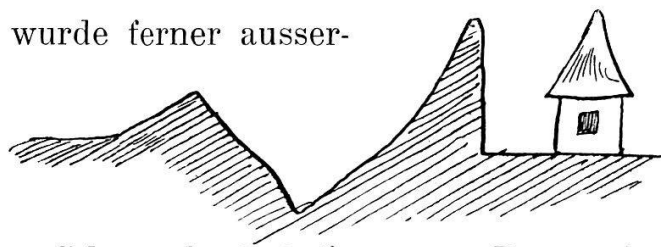
«Beim Flüsschen Wele, das von Bussamai herunterkommt und eine ziemlich liederliche Brücke besitzt, traten wir endgültig aus dem Wald hinaus ins Grasland. Es ist zwar einförmig, aber neu und zeigt, dass wir doch ein gut Stück weiter nördlich gekommen sind. Der Wald ist übrigens auch einförmig, namentlich für die Routenaufnahme; das Grasland gewährt doch einen Ueberblick, während der Waldpfad wie zwi-

¹⁾ Wie ich später in Bussamai hörte, wurde ich als die Ursache dieses Heuschreckenschwarmes gehalten, der natürlich etwas Schlechtes, Krieg, bedeutete.

schen lebenden Mauern verläuft, dafür aber ist das Grasgebiet unendlich viel wärmer. Flache Hügelwellen sind überall zu sehen; im Westen, N—S laufend, eine lange, blaue Bergkette.»

«Von Bussamai war aber noch lange nichts zu sehen. Erst kamen wir durch ein paar kleine Dörfchen, wo uns Palmwein kredenzt wurde. Der Weg war auch heute recht gut gewesen. Gegen die Stadt hin wurde er vorzüglich, abgesehen von der Nähe von Wasser, wo Brücken fehlten. Einmal hatte ein Bach den Weg als Bett erwählt, und wir wateten etwa eine halbe Stunde; dann sahen wir ein paar Palisaden, ein Reiter kam auf mich zu und bot mir sein kleines Pferd an. Hinter der letzten Palisade tauchte dann die weissgetünchte Stadtmauer von *Bussamai* auf. Es macht die Stadt vollkommen den Eindruck eines nordafrikanischen befestigten Ortes, nur fehlen dahinter die schlanken Minarets, und nur die dunkeln Kegeldächer der Hütten ragen etwas über den Mauerrand empor. Auch die Eingangstore sind gleich wie in Sigitta, nur noch etwas stärker, und im Durchgang befinden sich drei starke Bohlentore. Im ganzen führen drei Eingänge in die Stadt. Was aber Bussamai von Sigitta unterscheidet, das sind Graben und Wall. Die Erde zum Bau der Mauer wurde nicht auf einer so grossen Fläche ausgehoben wie in Sigitta, dafür ist der Aushub tiefer und nach unten zu einer Kante zusammenlaufend. Dadurch ist ein richtiger Graben entstanden, der zwar nur an einer Stelle etwas schmutziges Wasser enthält, eine Brutstätte für Moskitos.

Ueberschüssige Erde wurde ferner ausserhalb des Grabens zu einem niedern Damm aufgehäuft, auf dem ein Weglein rings um die Stadt führt. Auf der obern Kante der Mauer



Schema der Befestigung von Bussamai.

sind niedrige Gestelle aus Palmblattschäften befestigt, welche ein Erstürmen und Ueberklettern der Mauer erschweren sollen, meiner Ansicht nach aber kaum diesen Zweck erfüllen. Innen liegt die Stadt, der eigentliche Hauptort des Siamalandes. Die Häuser sind stellenweise sehr eng zusammengedrängt, lassen aber doch anderswo grössere Plätze für Versammlungen und für einen kleinen Markt frei. Die Hütten sind meist rund, viele haben ähnliche Veranden, wie ich sie von einem Haus in Dabu anführte, und die

Stützen sind manchmal geschnitzt. Die Stadtmauer ist auch innen weiss getüncht. In gewissen Abständen sind Gestelle mit Leitern angebracht, von denen aus man den Kopf über die Mauer strecken kann, um auf die Angreifer zu schiessen oder Steine zu schleudern. Zu beiden Seiten dieser Gestelle liegen nämlich grosse Haufen solcher aufgestapelt.»

«Es war etwa 6 Uhr, die Sonne ging eben unter, als wir in Bussamai einzogen. Man brachte mich auf den grössten Platz der Stadt, wo zahlreiche Leute sassen. Mitten auf dem Platz stand ein leerer Stuhl, und als ich herankam, ging ein Liberianer auf ihn zu und setzte sich hin. Offenbar wollte er mich in recht würdiger Weise empfangen. Als ich auf ihn zutrat, stand er aber doch auf und stellte sich als Sergeant Carr vor, an den ich durch Lomase einen Empfehlungsbrief hatte. Man wollte natürlich ein Palaver abhalten; dazu hatte ich aber jedoch nicht die mindeste Lust und forderte Carr auf, mich mit den Häuptlingen bekannt zu machen. Es war ein Sohn von Jagbo, ein junger, ziemlich eingebildeter Herr, der in seinem Haar einen grossen Leopardenzahn befestigt hatte, dann ein älterer Mann, der mit Jagbo die Stadt gebaut, und ein alter Vater, der dunkelblaue Augen hatte wie ein junges Kaninchen. Darauf bat ich, mich nach meinem Quartier zu bringen, denn nach den heutigen 36 Kilometer war ich sehr hungrig. Mein Haus zeigt nichts Besonderes. Es liegt gegen einen kleinen Platz hin; ganz nahe dabei ist die Küche und die Stadtmauer.»

Da Volz viel daran lag, baldmöglichst aus liberianischem Gebiet auf französischen Boden zu kommen, liess er gleich am folgenden Morgen des 9. März die Häuptlinge rufen und teilte ihnen mit, Oberhäuptling Jagbo in Sigitta habe ihm versprochen, sie würden sofort einen Boten mit einem Briefe nach Siwilisu (Kuanha)¹⁾ zu den Franzosen überbringen lassen. Hier beginnt nun die Intrige. Die Häuptlinge zogen sich zur Beratung zurück, an der die liberianischen Unteroffiziere Brggs und Carr offenbar teilnahmen, denn diese verkündeten Volz als Resultat der Beratung, es solle zunächst ein Bote an Jagbo gesandt werden, um genauere Instruktionen einzuholen, was mindestens fünf Tage beanspruche. Volz protestierte, und er erklärte, wenn nicht

¹⁾ Was Volz bisher und im weitem Siwilisu oder Kuanha nennt, ist der Ort Kuonkan der französischen Karten. A. d. H.

andern Tags die Boten nach Siwilisu abgehen, so werde er die Verhandlungen abbrechen und ohne die Hilfe der Häuptlinge dorthin abmarschieren. Er bemerkt im Tagebuch dazu: «Mir war übrigens nicht klar, wie ich ohne Hilfe dorthin gelangen wollte.» Daraufhin lenkten die Häuptlinge scheinbar ein und versprachen, nächsten Tags einen Boten zu senden, vereinbarten auch die besondern Bedingungen und Kautelen wegen der französischen Sendlinge, welche die Antwort zu überbringen hätten.

«Nachdem diese Angelegenheiten geordnet waren, sah ich mich etwas in der Umgebung Bussamais um. Die Stadt krönt einen der vielen flachen Hügel. Von den Kämpfen der letzten Zeit sind im Osten und Norden viele und deutliche Spuren zu sehen. So waren z. B. zwei der Türen des Osteinganges von Kugeln derartig zerschlagen, dass sie ersetzt werden mussten. Sie liegen nun im Innern der Stadt und werden als Sehenswürdigkeit gezeigt. Auch die Häuser und die Stadtmauer in der Nähe dieses Tores zeigen viele Kugelspuren, ebenso die dort stehenden Bäume. Die weiter aussen befindlichen Palisaden sind entweder umgehauen oder verbrannt. Als wir dort vorbeigingen, brachte der Wind aus nächster Nähe grässlichen Geruch. Wir fanden drei menschliche Leichen, nur wenige Schritte von der Strasse entfernt und jedermann sichtbar. Die Köpfe fehlten; was damit geschehen, konnte ich später sehen. Ein Unterkiefer war z. B. am untern Ende eines Kriegshornes befestigt.¹⁾ Die Leichen waren alle angebrannt und deshalb noch nicht so stark verwest, wie es sonst der Fall sein würde, da sie schon zirka acht Tage hier liegen. Das Fleisch hatte sich stellenweise von den Knochen gelöst und war zusammengedorrt. Es waren die Ueberreste von Angreifern des letzten, bisher heftigsten Kampfes. Mandingo und französische schwarze Soldaten waren auf dem direkten Wege von Siwilisu hergekommen, hatten die Torwachen zurückgetrieben und dem Stadttor sich genähert. Eine Abteilung umging die Stadt nach Osten, brannte dort eine sog. Halftown²⁾ nieder und vertrieb auch hier die

¹⁾ Diese Sitte ist in Westafrika weit verbreitet. Am ausgiebigsten ist wohl der Brauch bei den Aschanti der Goldküste geübt worden, wo die im Besitz der Könige befindlichen Kriegshörner mit ganzen Garnituren von Unterkiefern besetzt sind. A. d. H.

²⁾ Diese Halftowns sind kleine, ausserhalb der befestigten Städte liegende Dörfer. A. d. H.

Bussamaileute allenthalben von den Palisaden, die zerstört wurden. Dann griffen sie mit Aexten und Pickeln das Osttor an. Sogar von Dynamit wird erzählt, sowie man habe mit einer Rakete versucht, die Stadt in Brand zu stecken, und derartige Dinge mehr. Die Liberianer hatten nahe dem Tore ihre Flagge gehisst zum Zeichen, dass die Stadt liberianisch sei. Die Offiziere hätten aber befohlen, darauf zu schießen. Wenn ich daran Zweifel äussere, so stimmt der Berichtstatter sogleich ein, er zweifle auch daran. Auf liberianischer Seite fielen 16 Leute. Während man die Leichen der Feinde verstümmelte und zum Teil anbrannte, was als besondere Strafe angesehen wird, wurden die Toten der Stadt beerdigt. Dabei geht es sehr rasch zu; man scharrt eine Grube, legt die Toten hinein, und es ist bei Strafe verboten, über dieselben zu reden, um bei andern nicht Furcht vor demselben Schicksal zu erregen. Wenn sich eine Frau beklagen wollte, so sagte man ihr, sie finde schon wieder einen Mann; sie solle nur wieder Kinder gebären für spätere Kriege, das sei ihre ganze Aufgabe.»

«Der Krieg zwischen Bussamai und Siwilisu¹⁾ datiert weit zurück. Seine Geschichte ist nicht uninteressant. Vor langer Zeit war der Vater des jetzigen Häuptlings von Siwilisu Oberhaupt der ganzen Gegend. Er war der reichste Mann im Land. Jagbos Vater war einer seiner Untergebenen, wenn nicht gar sein Sklave. Da aber die Sklaverei eine äusserst milde ist, herrschte zwischen dem Häuptling und Jagbos Vater eine enge Freundschaft. Der Häuptling betraute den letzteren mit dem Bau von Bussamai, das früher etwas südlich der heutigen Stadt stand, und er wurde Vorsteher desselben, war aber, wie ganz Bussamai, natürlich vom Häuptling abhängig. Die beiden lebten in gutem Einvernehmen, und jeder hatte mehrere Söhne. Jagbo war der älteste seiner Brüder und war zugleich auch älter als der älteste Sohn des Häuptlings von Siwilisu. Als nun der letztere starb, wurde der älteste Sohn sein Nachfolger. Bald darauf starb auch Jagbos Vater, und Jagbo folgte ihm als Vorsteher. Dadurch war Jagbo, der älter war als der Häuptling von Siwilisu, dessen Untertan geworden. Er weigerte sich aber dessen, indem er auf sein Alter hinwies. Jener wollte ihn dazu zwingen und drohte, die Stadt Bussamai anzugreifen und zu

1) Kuonkan.

zerstören. Der Kampf fand statt. Die Leute von Siwilisu, obwohl zahlreicher als die von Bussamai, wurden aber geschlagen und zurückgejagt. Darauf griff Jagbo umgekehrt Siwilisu an, nahm es ein und verbrannte es vollständig. Der Häuptling von Siwilisu flüchtete nun nach Beyla und stellte sich unter französischen Schutz, indem er zugleich sein Land an die Franzosen abtrat. Es kam ein französischer Offizier nach Bussamai, um Frieden zu stiften, was ihm auch gelang. Jagbo willigte ein, dass Siwilisu wieder aufgebaut werde, und es folgte eine längere Periode des Friedens, während welcher die Bussamaileute eifrig mit den französischen Orten Handel trieben. Vor einem Jahr soll nun der Häuptling von Siwilisu, angeblich ohne Ursache, Bussamai den Krieg erklärt haben. Jagbo sandte als Friedenspreis eine weisse Kuh, fünf weisse Tücher, 200 weisse Kola und ein helles Mädchen. Trotzdem erfolgte der Krieg, angeblich weil die Franzosen dahinter stecken.¹⁾»

«In Bussamai gibt es ebenfalls, ähnlich wie in Loma, einen kleinen Markt innerhalb der Stadt. Gegenwärtig werden z. B. sehr viele Termiten verkauft. Pferde sind in der Stadt drei Stück, ferner mehrere Kühe und ein riesiger, brandschwarzer Ochse, der verehrt und deshalb nicht geschlachtet wird. Geht er von der Stadt weg, so glauben die Leute, der Krieg komme. Das tun auch sämtliche Liberianer, die trotz ihres Christentums so abergläubisch sind wie die Bunde. Ziegen sind nicht sehr häufig, dafür aber Schafe. Bisamenten, deren es sonst in jeder Ortschaft hat, sah ich keine; auch die Hühner sind nicht zahlreich.»

«Die Leute unterscheiden sich nicht von den bisher Gesehenen, nur haben die Frauen noch längere und infolge Einflechtens von Palmbast steifere Zöpfe. Die Haartracht zeigt im übrigen meist die hohe Keilform. Bemalung ist seltener als anderswo, dagegen weisen sehr viele die 2—3 breiten Tätowierungen von Stirn über die Wangen nach dem Kinn auf.»

1) Volz scheint nie recht inne geworden zu sein, dass der Krieg zwischen Siwilisu und Bussamai nur eine kleine Episode der französischen Expansionspolitik im Sudan gewesen ist und dass die internen Händel der Häuptlinge in der Grenzzone gerne benutzt wurden, um die Grenze selbst südwärts zu verschieben.

Sonntag, den 10. März, war Kriegsalarm. Während Volz dem Abhäuten des ihm von den Häuptlingen geschenkten Stieres zusah, hörte man in weiter Ferne kurz nacheinander mehrere Schüsse. Ein Mann meldete, es stehe ein Angriff bevor. Volz begab sich bewaffnet mit einigen seiner Leute vor das Stadttor. «In der Stadt befanden sich nur wenige Leute, da der Krieg gewöhnlich Montag oder Dienstag kommt. Die noch anwesenden Frauen flüchteten aus der Stadt; Boten wurden in alle Vorstädte und Farmen gesandt. Wenn ein erwachsener Mann dem Ruf nicht Folge leistet, so bezahlt er sieben, ein Knabe zwei Sklaven oder deren Wert. Nach und nach kamen immer mehr Männer; die acht Liberianer kamen mit ihren Gewehren und vollgespickten Patronengürteln, Krieger kamen von allen Seiten heran, die meisten mit Feuersteingewehren bewaffnet. Aber auch primitivere Waffen waren zu sehen: Lanzen, Schwerter, kurze Messer, Steinschleudern und namentlich Bogen und Pfeile, letztere mit Eisenspitzen und Widerhaken und fast immer vergiftet. Ein Taubstummer trug grosse Bündel solcher Pfeile, dazu auf dem Rücken eine mächtige mit Fell überzogene Kürbisflasche, die Pulver enthielt. Die meisten Krieger hatten ausser einem schmalen Streifen Tuch um die Hüften und zwischen den Beinen durch alle andern Kleider entfernt; dagegen waren sie ausser mit Waffen, worunter prachtvolle Pfeilbogen, mit Tritombohörnern und Kaurimuscheln geziert und mit allerlei Medizinsäckchen, Hörnchen, Täubchen, Lappen etc. behängt, die sie vor den Kugeln schützen sollten. Zuerst herrschte eine ziemliche Erregung unter dem sich stets mehrenden Volke; nach und nach wurde man ruhiger, man brachte sogar kleine Stühle, auf welche die Häuptlinge, die nur mit Schwertern bewaffnet waren, sowie ich sich niederliessen. Wir warteten sehr lange, hörten keine Schüsse mehr, so dass ich den Vorschlag, aus der brennenden Sonne in die Stadt zurückzugehen, annahm. Nach einiger Zeit kam dann die Nachricht, der Angriff sei abgeschlagen worden. An jeder Strasse befinden sich nämlich, mehrere Kilometer von der Stadt entfernt, Tag und Nacht zirka 50 Wächter mit Gewehren. Es hatte auf der direkten Strasse von Siwilisu wirklich ein Angriff stattgefunden, doch habe der Feind nur aus Mandingo bestanden und habe nach der ersten Salve die Flucht ergriffen.»

«Auf Seite Bussamais fiel niemand und wohl auch vom Feinde nicht. Die Leute sind nämlich die schlechtesten Schützen, die man sich nur denken kann. Sie schlagen das Gewehr nie an die Schulter, sondern halten es mit ausgestreckten Armen weit von sich ab, und sobald ein Feind erscheint, wird gefeuert. Diese Art zu schießen, erklärt sich wohl aus der schlechten Beschaffenheit der Steinschlossgewehre. Hier geht nämlich der Schuss sehr oft hinten hinaus, und so hat sich die Methode, das Gewehr von sich weg zu halten, so eingebürgert, dass die Leute (auch in Loma und überall, wo sie nicht durch Europäer gedrillt sind) auch Zündhütchen- oder Hinterladergewehre von sich strecken.»

«Nun fand auf dem grossen Dorfplatze eine Versammlung statt, und man forderte mich auf, ebenfalls zu erscheinen. Rings um den Platz standen und sassen die Krieger. Ich zählte die Gewehre in einer Gruppe, es waren bei 50, und gegen fünf solcher Gruppen. Nun kamen die 50 Mann, welche den Angriff abgeschlagen, im Gänsemarsch anmarschiert, gingen langsamen Schrittes um den ganzen freien Platz und setzten sich dann in mehreren Reihen nebeneinander. Kaum niedergekauert, sprangen sie plötzlich auf und rannten mit gefällttem Gewehr und unter schrillum Ruf gegen den Häuptling zu, worauf sie wieder an ihren Platz zurückgingen. Darauf stand ihr Hauptmann, ein sehniger Graubart, auf, dankte seinen Leuten und erzählte nun allen Anwesenden in kurzen Worten den Hergang des Gefechtes. Darauf erhob sich der Häuptling, wandte sich an die Krieger und dankte ihnen brüllend, mit vielen Gesten und überschwänglichen Worten für ihre Tapferkeit.»

Auf eine Aufforderung hin hielt auch Volz eine Rede, er hoffe, es sei dies der letzte Krieg; er werde den Franzosen, sobald er dort sei, mitteilen, man wünsche auch hierseits den Frieden.

«Gegen Abend begab ich mich mit Macauley auf die Taubenjagd. Ich fand dabei ein Reisfeld, das man verbrannt hatte, sowie mehrere Hütten, von denen nur noch verkohlte Balken standen. Macauley, der etwas vorausgegangen war, meldete, nicht weit von hier befinde sich ein verbranntes Dorf. In der Tat standen dort 30—40 Lehmhäuser, ein Bare, kurz ein regelrechtes, wenn auch nicht befestigtes Dorf; aber alles war verbrannt, die Mauern vor Hitze geborsten. Massenhaft lagen

Scherben zerschlagener Töpfe umher. Dichte Haufen verkohlten Reises waren im Innern der Häuser. Die Bananen ringsum waren versengt, kurz, alles bot ein Bild grosser Zerstörung. Die Siwilisuleute hatten bei einem ihrer Angriffe hier den ersten Widerstand gefunden, die Leute zurückgejagt und das Dorf verbrannt.»

«Am Morgen des 11. März wehte ein sehr starker Harmattan. Obwohl er angenehme Kühle bringt, mag ich ihn doch nicht, da er so trocken ist, dass in kurzer Zeit die Nase vollkommen austrocknet und ein unangenehmes Gefühl entsteht. Auch Schwarze beklagten sich über dasselbe.»

«Nachmittags zog ich wieder mit Macauley auf die Jagd. Wir gingen erst ein Stück weit gegen Siwilisu und fanden unterwegs den Platz, wo die Mandingo sich zum Kampfe bereit gemacht hatten. Grosse, tellerförmige Dinger aus Gras waren auf den Kopf gelegt worden, um mehrere Gewehre darauf zu tragen, da die Soldaten, um für den Kampf frisch zu sein, diese durch Träger hatten bringen lassen.»

«Ich sandte dem Häuptling zwei Tauben. Bald darauf kam ein langer Zug Leute an meinem Hause vorbei, welche nach den Klängen einer Gitarre Tanzbewegungen ausführten; unter ihnen war der junge Häuptling, der sich loslöste, auf mich zukam und, die Ellenbogen nach abwärts bewegend, für die Tauben dankte.»

«Im Laufe des 12. März kam der Sohn des Häuptlings von Sewela (östlich von Bussamai gelegen) und brachte zwei Stiere, indem er den Bussamaileuten für ihre Tapferkeit den Dank aussprach. Selbstverständlich fand dabei eine grosse Versammlung statt mit vielen unnützen Reden. Krieg und Reden, das sind die stärksten Seiten der Bunde.»

«Nachmittags begab ich mich vor das Nordtor, wo sich der Hügel ziemlich stark senkt. Hier entdeckte ich einen kleinen, sehr schmutzigen Weier. Ein Mann, der eben daran vorüberging, warf etwas hinein. Als ich mich näherte, bemerkte ich überall ziemlich grosse Fische, welche an die Wasseroberfläche kamen, um Luft zu schnappen. Sogleich ging ich nach meinem Hause zurück, nahm Angelgeräte und Köder und begab mich zum Fischen. Ich hatte in der kurzen Zeit von zehn Minuten vier ziemlich grosse Welse der Gattung Clorias; einer mochte über 40 Zentimeter lang sein. Als ich weiterfahren

wollte, kam ein bewaffneter Mann und sagte etwas, was ich nicht verstand. Nun stellte ich das Angeln ein, hatte mir übrigens schon gedacht, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, dass ich hier mit so leichter Mühe fische und dass niemand anders die Gelegenheit benutzt, sich hier ein gutes Essen zu fangen und beschloss deshalb, mit dem Mann ins Dorf zu gehen, um dort Aufklärung zu erhalten. Diese Mühe wurde mir aber sofort erspart, denn Brggs kam in Gesellschaft des Häuptlings und vieler anderer Männer soeben den Hügel hinunter und sagte, es sei verboten, hier zu fischen. Die Fische seien heilig und werden von den Bewohnern Bussamais gefüttert. Nun gewährte ich auch am Fuss einer Weinpalme allerlei Zeug, das ich nicht recht erkennen konnte, und vernahm, dass dies der Platz sei, wo man den Fischen Opfer darbringe. Der Mann, welcher mir das Fischen verboten hatte, war ihr Priester. Ich fürchtete, man möchte nun über meine Handlung sehr erbost sein, doch war dies keineswegs der Fall. Man lachte nur, aber verbot das Fischen für die Zukunft und suchte die ganze Sache möglichst günstig darzustellen, um nicht den Argwohn zu erregen, die Fische könnten nun für die weitem Kriege einen feindseligen Standpunkt einnehmen. Man wollte zwar, ich solle die toten Fische wieder ins Wasser werfen, und ich erklärte mich dazu bereit, falls man mir versichern könne, dass sie wieder lebendig würden, und als dies nicht der Fall war, äusserte ich, es wäre doch schade, sie nicht zu essen, und man gab mir die Erlaubnis, sie mitzunehmen.»

«Macauley berichtete übrigens, er habe in der Nähe von Kenema (Sierra Leone) einen ähnlichen Weiher mit denselben Fischen gesehen, die dort von den Mendi geschützt und gefüttert werden. Man werfe Reis hinein, um sie zu füttern und zugleich sein Schicksal zu bestimmen; denn falls die Fische den Reis verschmähten, so sei dies ein sicheres Zeichen, dass man bald sterben müsse. Die dortigen Fische ständen unter einem Häuptling oder, wie er sich ausdrückte, unter Aufsicht einer «Mutter», eines alten, grossen und fetten Fisches. Wirft nun jemand Reis ins Wasser, so kommt erst diese Mutter, betrachtet aufs genaueste den, der das Reis spendete, und falls ihre Prüfung befriedigend ausfiel, beginne sie etwas von dem Reis zu fressen, worauf auch alle ihre Untertanen herankommen, um ihre Portion zu kriegen.»

«Ausser diesen Fischen werden hier auch andere Tiere geschützt, so z. B. die räuberischen Milane, welche beständig nach Hühnern spähend über der Stadt kreisen. Man darf, wenigstens von der Stadt aus, nicht nach ihnen schiessen, obwohl sie den Bewohnern grossen Schaden anrichten; ausserhalb jedoch sind sie vogelfrei. Es ist selbstverständlich irgend ein Aberglaube, welcher die Milane schützt. Gleich verhält es sich mit mehreren Affenarten, die gelegentlich die Bäume der Umgebung der Stadt aufsuchen; man darf sie weder fangen noch schiessen.»

«Eigentümlich ist, dass im ganzen Bundeland das Rauchen unbekannt ist, und im Bandelände ist es sehr selten. Das rührt nicht etwa von einem Mangel an Tabak her, sondern aus einem solchen an Pfeifen. Tabak wird überall gepflanzt, obwohl weit seltener als weiter im Süden und Westen. Er wird hier entweder geschnupft oder noch viel häufiger, und zwar bei Männern und Weibern, in Schnupfform unter die Zunge gelegt, wo sich sofort sehr viel Speichel ansammelt. Trotzdem dauert die Unterhaltung fort.»

«Eines Abends brachte mir mein Nachbar, der zugleich Besitzer des Hauses ist, in dem ich wohne, einen schwarzen Hahn zum Geschenk. Das konnte er aber selbstverständlich nicht direkt tun, sondern musste den Häuptling und dessen Umgebung herbeirufen. Er gab mit einigen Worten das Tier einem Unterhäuptling, dieser wiederholte genau dasselbe und gab es dem Häuptling, der letztere tat dasselbe und gab es einem Soldaten. Dieser übersetzte die Worte ins Englische, und der Hahn wanderte in Kaibas Hände, worauf letzterer ihn mir überreichte. Mein Dank, sowie ein später als Gegengeschenk bestimmtes weisses Tuch schlugen den gleichen, langen Weg ein.»

«Heute¹⁾ wurde einer der Stiere von Sevela geschlachtet, und man sandte mir ein enormes Stück, dazu die halbe Leber, welche bei den Negern als das Beste am ganzen Tiere gilt.»

«Sergeant Carr beklagte sich bei mir bitter über Lomase, der ihn hier so lange warten lasse, ohne etwas von sich hören zu lassen und auf Briefe nie antwortete. Als Ursache der Nachlässigkeit und Untätigkeit Lomases bezeichnete er zwei Dinge, die eigentlich für den Liberianer typisch sind: Weiber und Schnaps. Auch die Häuptlinge seien heimlich gegen Lomase

¹⁾ 13. März. A. d. H.

aufgebracht, weil er für ihre Geschenke nie gedankt und keine Gegengeschenke gesandt habe. Er selbst, Carr, wäre nicht mehr hier, wenn ich nicht gekommen wäre. Nach dem letzten Kampfe hätten die Soldaten fortlaufen wollen, und er wäre selbst auch gegangen, hätte er nicht von meiner unmittelbaren Ankunft gehört. Er habe immer gedacht, es handle sich nicht um einen echten Weissen, sondern um einen hellen Mulatten; er habe immer gehört, ich sei ein Liberianer. Er sandte nun gestern einen Boten an Lomase und schrieb ihm, dass er ihm drei Wochen Zeit zur Herreise gebe. Wenn er in drei Wochen nicht in Bussamai sei, so werde er, Carr, weggehen, und zwar auf dem kürzesten Wege nach Monrovia, wo er Frau und Kinder zurückgelassen.»¹⁾

«Wenn nun Lomase in drei Wochen nicht hier ist und Carr wirklich weggeht, so hat dies sehr weitgehende Folgen. Die Häuptlinge haben nämlich beschlossen, sobald Carr Bussamai verlässt, diese Stadt aufzugeben. Sie sind gewillt, mit allen Bewohnern und ihrer Habe wegzugehen (die meisten nach Siggitta), die Stadt stehen zu lassen, wie sie ist, die angefangenen Felder im Stiche zu lassen und anderswo ein Unterkommen zu finden. Ich hörte zwischen durch, dass sie eigentlich am liebsten bleiben und unter Frankreichs Schutz treten möchten; aber das können sie Carr nicht sagen, da sie die Liberianer im Grunde fürchten, weil sie diese für stärker halten, als sie sind. So wollen sie lieber weiter in das Innere Liberias, als hier stets in Angst vor weitem Angriffen der Mandingo resp. der Franzosen leben. Sie müssen eingesehen haben, dass sie einem solchen Angriff wie dem letzten, wenn er sich wiederholt, nicht standhalten können, denn alle Palisaden sind zerstört, und den einzigen Schutz bildet noch die Mauer. Doch würde eine Rakete, über diese geworfen, die Stadt in Brand stecken.»

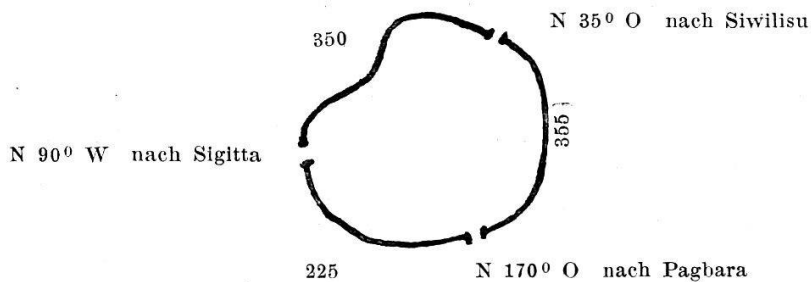
«Sollte aber Bussamai verlassen werden, so hätte dies noch weitere Folgen für Liberia. Es würde nämlich nicht nur Bussamai verlieren, sondern alle Ortschaften nördlich des grossen Waldes, denn wenn Liberia nicht imstande war, Bussamai zu halten, so wird es noch weniger die östlichen Plätze behaupten

¹⁾ Carr äusserte sich noch weiter über die Vergangenheit und die Qualitäten seines Vorgesetzten, was aber ohne weiteres Interesse ist. Inwieweit Carr die Wahrheit sagte und sich nicht einfach bei Volz einschmeicheln wollte, mag man aus den folgenden Ereignissen herauslesen. A. d. H.

können, die dann zwischen Orten mit französischer Garnison, wie Bussamai, Siwilisu, Djogbeida, Beyla und Bola, liegen.»

«Lächerlich ist übrigens der Optimismus der Liberianer. Sie sind nämlich überzeugt, falls Frankreich oder England oder irgend ein anderer europäischer Staat ein Stück liberianischen Bodens wegnehmen wollte, dann würden gleich die Vereinigten Staaten Nordamerikas einschreiten. Es wird dies als Geheimnis betrachtet.»¹⁾

Im Laufe der folgenden Tage, vom 14. März ab, machte Volz eine Reihe von Beobachtungen, die wir hier, so wie das tägliche Geschehene es ergab, ohne inneren Zusammenhang aneinanderreihen. So bestimmte Volz zunächst die Richtung der Tore von Bussamai und ihre Abstände voneinander. «Es geschah dies auf dem Wall, ausserhalb des Grabens, weshalb die Masse etwas zu gross sind, wenn auch nicht viel. Auf der Nordwestseite ist die Mauer gegen die Stadt zu etwas konvex.»



Plan von Bussamai.

«Ich fragte mich schon, wie es möglich sei, dass die Weiber mit ihren hohen Haartürmen imstande seien, etwas auf dem Kopf zu tragen. Sie besitzen ein besonderes Tragkissen, das auf der einen Seite dick, auf der andern dünn ist. Der dicke Teil wird ganz auf den Vorderkopf, der dünne auf die Basis des Haarkeiles gelegt, der nicht direkt von der Stirn, wo die ersten Haare stehen, aufsteigt, sondern mehr zurück, weil die vorderen Haare mehrere Zentimeter breit wegrasiert werden. Auf dieses Tragkissen, das also fast nur auf den Stirnbeinen ruht, wird nun der Wasserkessel oder ähnliches gestellt; der Kamm steigt dahinter auf.»

¹⁾ Angesichts der neuesten Vorschläge der Vereinigten Staaten (Sommer 1910) für die Sanierung der liberianischen Finanzen scheint es fast, als ob diese bereits 1907 gemachten Aeusserungen einen gewissen Hintergrund besitzen. A. d. H.

«Alle Weiber, die ich hier in Bussamai sah, sind entsetzlich hässlich; dazu kleiden sie sich sehr schlecht und binden oft nur ein schmales Tuch über die Hüften. Alle haben lange Hängebrüste; kurz, es ist ein keineswegs erfreulicher Anblick.»

«Es wird hier allerlei Zauberei getrieben, die gegen den Krieg gerichtet ist; vornehmlich ist es der junge Häuptling, der daran teilnimmt und Reis streut, Blätter zerreibt, etwas verbrennt usw. Jeden Abend geht ein Weib, mit einem Bündel Vogelfedern in der Hand, um die Stadt und stösst langgezogene Schreie aus, ebenfalls um vor dem Krieg zu schützen. Glücklicherweise fehlen hier die sog. Nachtwächter, deren Tätigkeit sich darauf beschränkt, einige Zeit zu brüllen wie Besessene, so dass niemand schlafen kann. Sind sie dann heiser, und das dauert bei solchen Negerkehlen sehr lange, so schlafen sie wie Tote.»

«Man merkt an verschiedenem, dass wir uns nicht mehr im eigentlichen Waldgebiete befinden. Die Türen der Häuser bestehen nun wieder aus Matten gröberer oder feinerer Art, die auch angestrichen sein können wie das Haus und selbst eine dünne Lage Kuhmist besitzen. Einige Türen haben Selbstschliesser; ein elastisches Holz ist derart angebracht, dass es beim Oeffnen der Türe gebogen wird und diese wieder zudrückt, wenn man sie loslässt. Eine ähnliche Einrichtung sah ich gelegentlich bei Türen, die weit ausserhalb der Stadt Wege abschliessen, um die Ziegen am Fortlaufen zu verhindern. Bei ihnen beruhte der Selbstschliesser auf einem in den Boden gesteckten, elastischen Stock, der mit der Türe durch einen Strick derartig verbunden war, dass beim Oeffnen der Stock gebogen wurde, und wenn man die Türe losliess, dieselbe durch Zurückschnellen in seine frühere Lage schloss.»

«Ich besuchte auch die Schmiede und war erstaunt zu sehen, mit welch geringen Hilfsmitteln die Leute doch sehr nette Dinge machen können. Aus leeren Patronenhülsen, alten Messing- und Kupferkesseln machen sie Fuss- und Armringe, Knöpfe u. a. Sie schmelzen das Metall in kleinen Tontöpfchen und giessen es in Formen, welche sie aus den Blattschäften der Weinpalme geschnitten haben. Sie reparieren Gewehre, verfertigen Dolche, Schwerter, Pfeilspitzen und Hackmesser. Aus solchen, die aus Europa importiert sind, schneiden sie Stücke heraus und machen Lanzenspitzen oder Dolche daraus. Die Hand-

griffe werden hauptsächlich aus Elefantenrippen verfertigt. Die Feuerzangen machen sie selbst, ja sogar die Feilen. Dieselben werden zurechtgeschmiedet, und in den gewünschten Abständen werden mit andern Feilen Kerben gemacht, so dass wieder neue entstehen. Für ihre Arbeit werden die Schmiede nicht bezahlt, wenn es sich um Reparaturen von Waffen und Schärfen solcher handelt. Dafür sind sie vom Kriegsdienst befreit. Für andere Dinge bezahlt man sie, wobei Kola unser Kupfer-, Eisen oder Salz unser Silber-, und Hühner, eventuell Schafe unser Goldgeld ersetzen.»

«An den Toren sind bei kleinen Häuschen innerhalb der Mauer Wächter aufgestellt. Sie haben lange Stöcke aus Weinpalmenschäften und an denselben in Abständen von zirka 1 Fuss kleine Grasbündel befestigt. Wenn Frauen zum Tore hereinkommen, so werden ihnen diese Stangen vor die Füße gehalten. Sie dürfen nicht darüber hinschreiten, und der Wächter nimmt die Stange erst wieder weg, nachdem die Frau etwas bezahlt hat. Männer gehen über die Stange weg.»

«Vor dem Krieg, sobald die ersten Schüsse ertönen, rennt alle Weiblichkeit aus der Stadt, wobei die ganze tragbare Habe mitgenommen wird. In diesen Kriegszeiten ist stets alles zum Abmarsch bereit, und es werden nur jene Gegenstände aus dem Bündel genommen, die man gerade braucht. Die Weiber rennen dann in der entgegengesetzten Richtung, aus der der Kriegslärm ertönt, und verstecken sich nach einiger Zeit im Walde. Wird die Stadt eingenommen, dann passieren die flüchtenden Männer ebenfalls diese Gegend, und die Weiber schliessen sich ihnen an. Wenn die Schüsse aufhören und niemand durchflüchtet, dann nehmen die Frauen an, ihre Angehörigen hätten gesiegt und wagen sich nach und nach wieder in die Stadt zurück. Als kürzlich Schüsse ertönten, kam das Mädchen Carrs zu ihm und wollte alles, was Carr gehört, zusammenpacken. Er wehrte ihr aber und sagte, er schliesse dies lieber in seinen Koffer ein; es konnte nämlich der Fall eintreten, dass sie, trotz des Sieges von Bussamai, nicht mehr erscheine.»

«Auf dem hiesigen kleinen Stadtmarkt sah ich zum ersten Male Steinsalz, das aus dem Norden kommt; daneben natürlich auch sog. Country-Salz und Meersalz. Es ist hier aber nicht, wie ich erst vermutete, der Berührungspunkt der beiden echten Salzarten, sondern das Meersalz geht noch viel weiter nach

Norden, und ebenso geht Steinsalz viel weiter nach Süden, wie mir Carr sagte, bis Inë. Das Country-Salz ist Soda. Das Holz des wilden Pflaumenbaumes und die alten Stämme der als «Planti» bezeichneten, grossfrüchtigen Banane werden zerschnitten, getrocknet und verbrannt. Die Asche wird in Filter gelegt, und von oben schüttet man Wasser hinein, welches die Soda der Asche löst und unten heraustropft. Dieses Wasser wird dann eingedampft, und der Rückstand ist Soda, welche in Ermangelung von Kochsalz als solches gebraucht oder mit Palmöl gekocht wird, und zwar zu einem dicken Brei, der nach und nach fest wird und völlig schwarz aussieht, die sog. Country-Seife.»

«Die geerntete Baumwolle wird, nachdem man die grössten Unreinigkeiten mit den Fingern daraus entfernt hat, gewalzt. Ein Weib sitzt, die Beine vor sich ausgestreckt, am Boden auf einer Matte. Zwischen den Beinen hat sie einen ebenen Stein, auf welchen sie die einzelnen Baumwollknäuel legt. Sie walzt dann mit einem runden Eisenstab kräftig über diese Baumwolle und presst dadurch Unreinigkeiten heraus. Die neuen Bündel kommen stets auf schon gereinigte zu liegen und werden auf diese gepresst, so dass zugleich ein relativ fester Verband zwischen den einzelnen Fasern entsteht. Die so gereinigte Baumwolle wird dann noch etwas aufgezupft und gesponnen. Dabei bedienen sich die Weiber als Rocken nicht eines einfachen Stäbchens, wie ich das im Süden sah, sondern eines Instrumentes, das am meisten Aehnlichkeit mit einem Rahmschwinger hat, in dessen Inneres die Baumwolle gelegt wird und wo zwischen einer Oeffnung so viel herausgezupft wird, wie nötig ist, um den Faden zu spinnen.»

«Wenn die Frauen einem Manne die Hand geben, knallen sie ebenfalls mit dem Mittelfinger, aber sie geben nicht einfach die rechte Hand, sondern sie umfassen die Oberseite der Rechten des Mannes mit ihrer Linken; sie geben also gleichsam beide Hände. Wenn ein Mann oder ein Knabe einer Frau etwas gibt, so darf diese nicht nur eine, sondern muss beide Hände hergeben, um die Sache in Empfang zu nehmen. Dadurch soll die niedrigere Stellung der Frau ausgedrückt werden.»

«In einer Nacht bemerkte ich zwischen den Häusern mehrere brennende Fackeln, aus langen, dünnen Stücken gespaltenener Weinpalmenschäfte bestehend. Ich ging hin, um zu sehen,

was los sei. Mehrere Frauen kauerten auf dem kleinen Platze zwischen den Häusern, in der einen Hand die Fackel, in der andern einen kleinen Besen, mit dem sie grosse Scharen schwärmer, geflügelter Termiten zusammenfegten und sie in einen Kessel warfen. Bald lassen die Tiere die Flügel fallen, und sie werden getötet, getrocknet und gegessen. Auf dem heutigen Montagsmarkt waren viele zum Verkaufe ausgestellt, sowie riesige Landschnecken (*Melania?*)¹⁾, die gegessen werden.»

Bei seinen Wanderungen durch die Stadt und Umgebung beobachtete Volz eine Reihe sog. Salahas; das sind Zaubermittel, vermittelt deren man andern Böses zufügen oder umgekehrt die Wirkung anderer gegen einen gerichteter Salahas, sowie böser Geister aufheben kann. So erwähnt er: «in einem grossen Netz aus Lianenfasern aufgehängte Steine; verkehrter Topf auf einer Stange; Blätterbündel in der Nähe der Kehrichthaufen auf Stöcke geklemmt; ebensolche an überhängenden Zweigen bei den Eingängen in die Dörfer; Baum mit Webervögeln; umfriedeter Platz in den Ortschaften, wo allerlei Töpfe herumliegen; in einen Pfahl geschlagenes Beil; Ringe aus Holz an den Vordächern der Häuser; alte Besen unter die Baumwurzeln gelegt, die beim Eingang in die Städte die Wege kreuzen; «Block» aus einem Bananenschaft²⁾ mit durch die Oeffnung gestecktem Reisstampferstock wird kreuzweis über den Weg zum Dorfeingang gelegt; beim Pfeilgiftkochen wird ein Bündel Hühnerfedern gegen einen Stein gelehnt, auf dem der Kopf topf stand. Der junge Häuptling holte ein Stück halbtrockenen Menschenkotes ausserhalb der Stadt, nahm hierauf den Kot in den Mund, hierauf wickelte er ihn mit einem Ei zusammen in ein Blatt und legte dieses auf den Weg, von wo der Krieg kommen sollte. Solche scheussliche Dinge zeigen am besten, wie sehr die Leute in Angst vor dem Kriege sind und durch was für demütigende und ekelhafte Handlungen sie das Schicksal für sich gewinnen möchten. — Herumgehen zweier Frauen und eines kleinen Mädchens, die Hüften mit einem weissen Tuch umwickelt. Die eine fächelt die Stadt mit einem Bündel Hühnerfedern, die andere mit einem weissen Lappen; Kochen

1) Es handelt sich wohl um Schnecken der Gattung *Achatina*, namentlich *A. zebra*, welche vom Senegal bis Kamerun vorkommt und von den Negern sehr geliebt wird. A. d. H.

2) Siehe oben Seite 233).

einer Medizin unter Gesang, Gebrüll und Musik vor dem Porobusch; ein Tau aus zusammengebundenen Lianen eng um die Basis des Hauses, unmittelbar auf dem Boden ruhend, gezogen (wohl gegen Feuer oder Diebe); grüne Blätter werden gestampft und mit Wasser auf die Hausdächer geworfen als Mittel gegen Feuersbrunst; Tau aus aneinandergebundenen Lianen, das an der Basis der äussern Mauer rings um die Stadt läuft, als Schutz vor Krieg.»

«Eines Tages kochten die Männer vor dem einen Tore irgend eine Medizin gegen den Krieg; was es war, konnte ich nicht sehen. Macauley sagte, viele hätten in den Kessel gespuckt, und er teilt mir mit, welche verderbliche Medizinen es hier gebe, solche, mit denen man Leute töten könne, indem man nur deren Namen ausspreche.»

Ein andermal rief man Volz vor dasselbe Tor. «Es handelte sich um die Herstellung von Gift zum Vergiften von Pfeilen und Kugeln. Ein sehr alter, beinahe nackter Mann schien der Küchenchef zu sein; zwei jüngere Leute tauchten die Bündel von Pfeilen etwa eine Minute in die warme, schwarze Flüssigkeit, welche die Konsistenz eines sehr dünnen Breies hatte. Dann wurden die Pfeile auf zwei parallele Stöcke auf den Boden in die Sonne zum Trocknen gelegt. Unterdessen sprachen viele Männer mit ihren Pfeilen, neben sie gekauert, und wünschten, sie möchten die Feinde treffen. Tausende und Tausende von Pfeilen lagen nach einiger Zeit hier, und beständig wurden neue gebracht. Die Hälfte mochte mit Eisenspitzen versehen sein; die andere Hälfte bestand aus dünnen, langen Stöckchen der vorzüglich spaltbaren und doch harten Weinpalmblattschäfte und besitzt hinten eine Hühnerfeder zum Steuern; die ersteren bestehen aus einem Stäbchen einer kleinen Bambusart mit mehreren Internodien. Während des Kampfes werden die Pfeile nicht direkt auf den Gegner geschossen, sondern nur indirekt in die Luft, und zwar sind zahlreiche Bogenschützen an der Arbeit, so dass ein eigentlicher Pfeilregen entsteht. Wie es sich mit dem Pfeilgift verhält, ist mir unbekannt; seine Zusammensetzung ist selbstverständlich Geheimnis. Bei Verwundungen, selbst schwachen, soll es unbedingt den Tod zur Folge haben. Auch die Flintenkugeln werden in Gift gelegt. Diese Kugeln sind aus Eisen, rund geschmiedet. Natürlich sind sie polygonal und haben zahlreiche Risse und Spalten, so dass sie

wohl kaum gerade fliegen. Aber das ist eben das Gefährliche. Die Leute legen die Gewehre beim Schiessen nicht an, sondern strecken sie weit von sich.¹⁾ Wenn nun die Kugeln eine schiefe Bahn nehmen, so können sie zufällig die Ungeschicklichkeit des Schützen wieder gut machen. Es werden stets zwei Kugeln voreinander geladen.»

«Gegen Ende März sind die Leute überall mit der Vorbereitung der Reisfelder beschäftigt. Auch haben sie den Reis teilweise schon in kleinen Flächen von Poto poto (Sumpf) gepflanzt, von wo aus er später in die Felder übertragen wird. Auf einem kürzlich angelegten, sehr sauberen Felde sah ich zwei Buschhühner²⁾. In einem benachbarten Dorfe trafen wir einen grossen Reichtum an Hühnern, Hähnen und Küchlein jeden Alters. Aber man wollte uns nichts verkaufen, ohne erst dafür bezahlt zu sein. Und was tun die Menschen mit all diesem Hühnerreichtum? Die Alten behält man, um Nachzucht heranzuziehen, so lange, bis sie eines natürlichen Todes sterben, was selten der Fall sein mag, da Raubvögel und Katzen sie vorher holen, und die jüngern braucht man zu allerlei Opfern, Beschwörungen, kurz «Salahas».»

Am 27. März setzte der erste Regen ein. «Er fiel ganz schwach, nur in grössern Unterbrechungen und nur kurze Zeit, ganz so wie die Regenzeit beginnt, erst einen Tag, dann mehrtägiger Unterbruch, dann wieder einer, die Unterbrechung wird kürzer, dann zwei Tage u. s. f. Aber anfänglich regnet es nur nachts. Dabei wird der Krieg erwartet. Es ist eigentlich Sünde. Draussen warten die Felder auf Bestellung, und niemand rührt sich. Unterholz und Bäume sollten gefällt sein, um verbrannt zu werden. Dies geschieht auch stellenweise, doch fand ich bei meinen gelegentlichen Ausgängen zahlreiche Plätze, wo nur das Unterholz fiel und alle Bäume von Armsdicke und darüber noch standen, selbst einige, wo man mit Kappen des Gebüsches noch nicht zu Ende war. Und überall macht sich die unaufhaltsam heranrückende Regenzeit fühlbar. So wird nächstes Jahr mit Sicherheit Hungersnot erwartet; dies wird sogar von den Leichtsinngigsten zugegeben. Aber bis zur Reisernte ist es noch weit, und doch macht sich schon jetzt Mangel an Nahrung geltend.

¹⁾ Vergleiche Seite 259).

²⁾ Gemeint ist das Perlhuhn, das in Westafrika als «bush-fowl» bezeichnet wird. A. d. H.

Die Leute führen teilweise schon jetzt eine jämmerliche Existenz. Täglich sieht man Frauen vor der Stadt allerlei Unkraut sammeln, das dann gekocht wird. Auf dem kleinen Montagsmarkte erhält man für ein Eisen eine Portion Reis, die für einen Menschen einen Tag ausreicht. Allerlei, was wir so gelegentlich kaufen, Früchte etc., wird gegen unsern Reis eingetauscht. Der Markt von Pagbara, der grösste Markt der Umgebung, wo bis vor kurzem Reis gekauft werden konnte, ist den Bussamaiern durch den Anschluss Pagbaras an Frankreich verschlossen. Mit Ausnahme zweier Ortschaften sind alle auf dem östlichen Dianiufer diesem Beispiele gefolgt, und dass die beiden übrig bleibenden das gleiche tun werden, ist nur eine Frage der Zeit. Dass Gobovalla im Begriffe steht, dem Bunde mit Bussamai untreu zu werden, dafür mehren sich die Anzeichen täglich. Mit dessen Abfall ist aber Bussamai isoliert nördlich dem Waldgebiet. Die nächste befreundete Stadt würde dann Sedimai sein; doch ist bis dorthin eine gute Tagereise ohne Last, und wie es mit Sedimai steht, geht daraus hervor, dass es von den Mandingo schon einmal verbrannt wurde. Was aber die Sachlage aufs höchste prekär macht, ist die bevorstehende Ankunft von Lomase. Man sagt, er werde mindestens 150 Mann mitbringen, die natürlich alle auf Kosten Bussamais leben wollen. Lange werden sie übrigens hier nicht aushalten, denn der Hunger wird stärker sein als die eingebildete Vaterlandsliebe der Liberianer und ihrer Söldner ohne Sold.»

Im Anschluss an die zitierten Beobachtungen, welche Volz anlässlich seines Aufenthaltes in Bussamai gemacht hatte, erübrigt uns noch, eine gedrängte Darstellung der Ereignisse zu geben, welche mit der Einnahme von Bussamai und dem Tode von Dr. Volz ihren Abschluss finden sollten. Die Erzählung dieser Ereignisse nimmt selbstverständlich im Tagebuch einen grossen Platz ein, und es fallen scharfe Lichter und herbe Worte auf Liberia und seine sogenannte Armee. Immerhin hätte es keinen Zweck, diese nur allzu begreiflichen und in den Verhältnissen wohlbegründeten Ausführungen, welche Volz in seinem Journal niedergelegt hat, wohl nicht zum mindesten um sich selbst den Kummer vom Herzen zu schreiben und um vielleicht später selbst eine Darstellung dieser Verhältnisse zu geben, in extenso anzuführen. Es genügt, wenn man sieht, wie alles kam und den tragischen Ausgang möglich machte

Wir knüpfen an bei der Darstellung des Verlaufes des 9. März, an welchem Tage Volz den Häuptlingen drohte, er werde ohne ihre Hilfe nach Siwilisu abmarschieren, wenn sie nicht sofort einen Boten mit einem Brief an die Franzosen abgehen lassen (siehe S. 254), und am 10. März vermerkt er im Tagebuch: «Heute sandte ich den Brief an die französischen Offiziere in Siwilisu.» Da die Boten für die Hin- und Rückreise ein paar Tage benötigten, sehen wir Volz erst am 16. März diese Sache wieder anschneiden, wo er schreibt: «Nun sind wir also schon eine ganze Woche hier untätig. Ich erwartete heute bestimmt die Nachrichten von den Franzosen, doch umsonst. Es reut mich, dass ich hier, statt wie gewohnt tüchtig anzugreifen, mich habe bestimmen lassen, zu warten, statt den von den Eingebornen gefahrlos begangenen Pfad über Goboralla und Pagbara nach Siwilisu zu nehmen. Wenn er auch weiter ist, so hätte er doch ans Ziel geführt, und schliesslich muss ich ihn vielleicht doch nehmen; der Häuptling braucht mir nur Träger für den direkten Weg zu verweigern, dann hat's mich.»

«Ich nähte im Laufe des Tages eine Schweizerflagge, indem ich zwei Kreuze aus dem weissen Tuch ausschnitt und dieselben auf ein Stück rötlichen Tuches befestigte. Ganz rotes Tuch habe ich nicht, nur rot und weiss kariertes. Falls wieder ein Angriff stattfindet, hisse ich sie vor meinem Hause, in der Hoffnung, eventuell anwesende französische Offiziere werden sie erkennen und respektieren.»

Am folgenden Tag, dem 17. März, notiert Volz: «Heute ist es eine Woche, seit mein Brief nach Siwilisu ging; die Hin- und Rückreise nimmt je drei Tage in Anspruch. Falls die Franzosen prompt antworten, hätte ich gestern Antwort haben können. Spätestens sollte sie heute da sein. Ist dies nicht der Fall, so treffe ich Anstalten, morgen selbst auf dem Umwege nach Siwilisu zu gehen.» Und später: «Ich habe Auftrag gegeben, für morgen Träger bereit zu halten, da ich gehen will.» Aber wir vernehmen am andern Tag (18. März): «Ich bin immer noch in dem verdammten Bussamai. Die Häuptlinge begaben sich zwar gestern nachmittag mehrere Stunden in den Gri-gri-Busch, um den «Kopf hängen zu lassen»¹⁾. Es fiel aber keinem

1) «To hang head», eine Redensart der Eingebornen für «beraten». A. d. H.

von ihnen ein, mir eine Antwort zu geben, und auch die Liberianer unterliessen es. Man liess deshalb abends die Häuptlinge rufen. Es schien, als wolle man mir keine Träger geben.» Sie hatten allerlei Ausflüchte, der Weg sei gefährlich. «Nach unendlichen Verhandlungen, die mich beinahe aus dem Häuschen brachten, versprach man endlich für Dienstag¹⁾ morgen Träger bis Gobovalla.» Volz gab daraufhin entsprechende Geschenke an die Häuptlinge. Leider sehen wir ihn folgenden Tages das Tagebuch mit dem Satze eröffnen: «Erneute Schwierigkeiten; ich scheine in diesem Bussamai wie in einem Kloster oder Gefängnis.» Er hatte nämlich alles zur Abreise gerüstet, aber es erschienen keine Träger, und auf Erkundigung erzählten Carr und Brggs, es seien gestern abend plötzlich zwei Boten gekommen, welche die Nachricht brachten, man werde sich in den Dörfern, die er zu passieren haben werde, dem widersetzen. Eine Abhörung der Boten ergab, dass sie gar nicht aus Dörfern kamen, welche Volz zu passieren hatte. Aber das nützte alles nichts; die Häuptlinge, sowie Carr und Brggs liessen sich nicht davon abbringen, dass man nicht reisen könne. Volz konnte nur durchdrücken, dass ein Bote nach Gobovalla abgehe, um den dortigen Häuptling zu fragen, ob er die Durchreise gestatte; aber am nächsten Tage wartet er vergebens auf dessen Rückkehr. Die Vorwürfe, die er darüber Carr und Brggs macht, regen ihn selbst so auf, dass er nicht imstande ist, zu essen. «Der Kelch,» schreibt er, «den die meisten Afrikareisenden trinken müssen, geht also auch an mir nicht vorüber, in einer Ortschaft warten und warten zu müssen, mit Versprechungen der Häuptlinge getröstet, von denen man weiss, dass sie nie gehalten werden sollen, mit Entschuldigungen überhäuft, deren Grundlage nur Hypothesen sind.» Volz beabsichtigte nun, durch seine beiden Leute Macauley und Kaiba einen zweiten Brief nach Siwilisu zu senden, und diese erklären sich endlich bereit zu gehen, wenn noch ein Dritter mitkomme, der Bunde spreche. «Ich würde den französischen Offizieren meine Lage hier schildern, die Unmöglichkeit, genügende Nahrung zu erhalten und namentlich die, hier wegzukommen. Wird die Stadt nämlich angegriffen und eingenommen, so bin ich sicher verloren, weil man mich als Liberianer ansieht und niedermachen würde. Es ist also

¹⁾ den 19. März. A. d. H.

nicht nur die Langeweile und die Furcht, während der Reise nach Konakry, wenn dieselbe noch lange hinausgeschoben wird, jeden Tag vom Regen durchnässt zu werden, sondern auch der Umstand, dass ich sehr ungerne hier in einem Streit fallen möchte, der mich im Grunde nichts angeht.»

Am 21. März stellten sich die beiden Boten bei Volz ein, die den ersten Brief hatten nach Siwilisu bringen sollen. Es kam dabei heraus, dass die beiden das Schreiben in Pagbara Marktleuten zur Weiterbeförderung, und zwar auf einem grossen Umweg über Boola, übergeben hatten. Dann hatten die Boten gar nicht auf die Antwort gewartet, sondern waren ohne diese zurückgekehrt. «Alles das lässt erkennen, dass bis zu dem beinahe fieberhaft erwarteten Eintreffen derselben noch viele Tage vorbeigehen können, in denen ich mich vor Ungeduld verzehre.»

Am 24. März, dem Palmsonntag, schreibt er: «Vor 14 Tagen ging der Brief nach Siwilisu und noch immer keine Antwort; täglich hoffe ich, aber umsonst.»

Inzwischen war auch der «Comander Freemann», den wir von dem ersten Zusammentreffen Volzens mit Lomase her kennen (siehe S. 167), mit ein paar Soldaten in Bussamai eingetroffen. Volz trug ihm seine Beschwerden vor, ohne dass der Mann darauf reagierte und nur versprach, er wolle mit den Häuptlingen reden. «So ging ich, innerlich tief niedergeschlagen, weg. Die Aussichten, hier wegzukommen, werden immer schlimmer. Ich äusserte mich gegen Macauley, der sagte, er habe mir doch kürzlich angedeutet, ich werde jedenfalls Brggs die von mir ausgewählten Geschenke nicht geben, wenn ich alles wisse. Er wolle es mir nicht jetzt sagen, fürchtend, ich könnte zu zornig werden und alles verderben. Ohne Details anzugeben, bemerkte er nur, man lege mir von den Liberianern so viele Schwierigkeiten in den Weg als möglich, um mich hier zu behalten bis zur Ankunft Lomases, damit ich ihm bei den Verhandlungen dolmetsche. Man hätte mir vom Häuptling aus längst Träger gegeben, wenn nicht die Liberianer das hintertrieben. — Ich habe keinen Grund, an den Angaben Macauleys zu zweifeln, und die heutige Besprechung¹⁾ scheint mir eine deutliche Bestätigung.»

1) Mit Freemann. A. d. H.

Um den Schein zu wahren, unterbreitete Freemann den Häuptlingen das erneute Gesuch von Volz um Träger; jene erklärten darüber erst beraten zu müssen. So vergeht inzwischen die Zeit, nicht ohne dass von Zeit zu Zeit Kriegslärm entsteht. «Alles wartet auf den Krieg,» schreibt Volz am 27. März, «wie gewöhnlich vergeblich. Ich sage zu Freemann und Carr, falls die Franzosen meinen Brief erhalten haben, würde sicherlich kein Angriff stattfinden. Man nimmt dies mit überlegenem, ungläubigem Lächeln hin.¹⁾ Ich habe zwei lange Bambusrohre zusammenbinden lassen und hisse die Schweizerflagge, die weithin über die Mauer der Stadt sichtbar ist; dann nähe ich eine weisse Flagge, die, sobald ein Angriff auf die Stadt beginnt, ebenfalls gehisst wird. Was die Bussamaier und Liberianer dazu sagen werden, ist mir gleichgültig. Jedenfalls werde ich am Kampfe nicht teilnehmen, höchstens auf Seiten des Feindes. Den ganzen Tag bemerkte man aber nichts Feindliches, so dass die 300 Männer wieder einen Arbeitstag verloren. Sie waren ungeduldig und hielten nachmittags eine Versammlung ab, der ich aber nicht beiwohnte, da die Reden zu lang und zu prahlerisch sind. Man machte die Anregung, nun auch nach Siwilisu zu ziehen, um dort zu fechten, da der Feind augenscheinlich nicht den Mut habe, herunterzukommen. Das sind dieselben Leute, die den Frieden wünschen. Andere schlugen vor, auf die Strasse zwischen Siwilisu und Pagbara zu gehen, um die neuen Verbündeten der Franzosen anzugreifen und zu bestrafen. Soviel ich hörte, sollen 15 Mann dahin abgehen. Natürlich spricht es sich gut innerhalb der Stadtmauer, wenn Weiber zuhören, aber zu Taten wird es kaum kommen.»

Am 28. März teilt Comander Freemann Volz mit, die Häuptlinge hätten erklärt, es sei unmöglich, ihm bis Gobovalla Träger zu geben. «Man würde uns entweder mit Schüssen empfangen oder, falls man mir gestattete, einzutreten, liesse man mich nie fort. Das letztere wäre ja abzuwarten, da Gobovalla nicht schlimmer sein kann als Bussamai, und an die Schüsse glaube ich nicht. Ich würde auch hingehen, aber da die Bussamaier

¹⁾ Es ist offenbar, dass die Liberianer den Brief von Volz an die Franzosen einfach unterschlagen haben und die seinerzeit zurückgekehrten Boten fingiert sind. Der ehrliche Volz denkt gar nicht an die Möglichkeit solcher Niedertracht. Siehe die Aktenstücke am Schluss des Abschnittes. A. d. H.

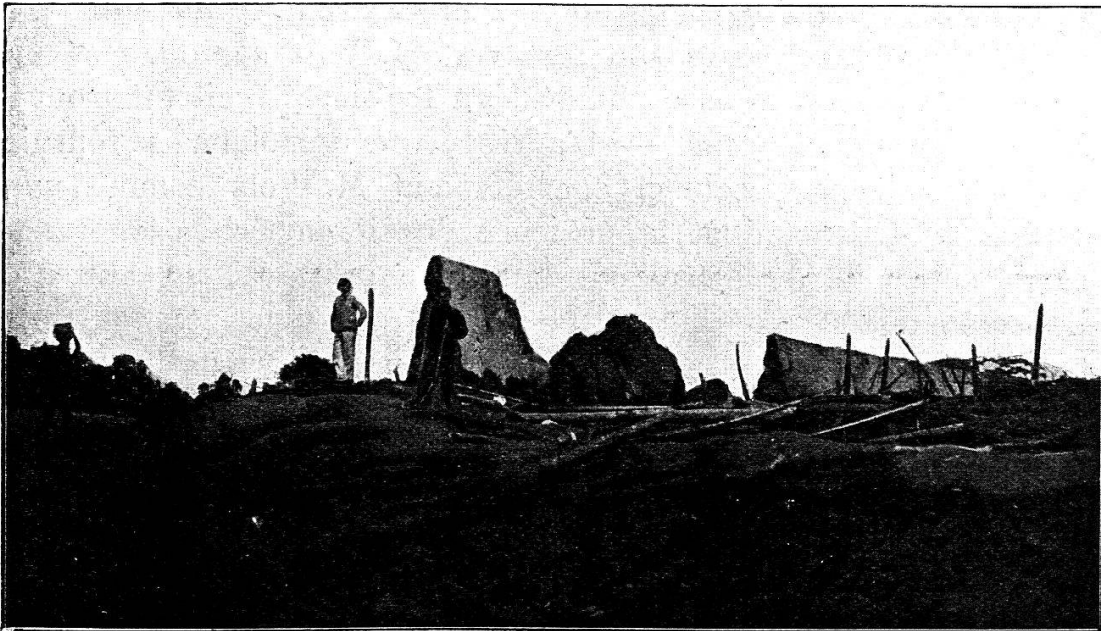
unter *gar keiner* Bedingung zu bestimmen sind, mein Gepäck hinzubringen, so kann ich nicht gehen, denn ich müsste dann dort eventuell wochenlang ohne Gepäck zubringen.»

Volz macht nun Freemann den Vorschlag, er möge ihm einen Führer geben, damit er, vorläufig unter Zurücklassung des Gepäcks, auf einem sichern Umweg nach Siwilisu käme. «Die ganze Sache ist selbstverständlich nicht ungefährlich, doch *muss* ich hier weg. Falls man mir den Führer verweigert, drohe ich, Montag oder Dienstag mit Carr nach Sigitta zu gehen und von dort einen andern Weg einzuschlagen. Doch fragt es sich sehr, ob man mir die Träger bewilligt. Ein Hauptgrund hier wegzukommen ist der, so rasch als möglich Nachrichten nach Hause zu senden, dass es mir bisher wohl geht. Als Freemann nämlich Anfang März von Kanre Lahun nach Bonumbu zurückkam, wurde ihm erzählt, man habe mich und Brggs in Maleima gefangen, und man begnüge sich, uns Hunde als Nahrung vorzusetzen. Dieses Gerücht hielt sich hartnäckig, und erst in Dabu vernahm Freemann, dass wir unbehelligt nach Norden gereist waren. Unzweifelhaft ist dieses Geschwätz auch nach Baiima gekommen, wobei womöglich noch etwas beigefügt wurde. Dort vernahmen es sicherlich die Europäer und damit auch die Herren in Freetown und Sherbro, und wenn möglich kam es bis nach Hause. Wer weiss, man betrauert mich, während ich hier relativ fröhlich meine Pfeife schmauche und mich körperlich überhaupt wohl befinde. Abends liess man mir sagen, Freemann habe mit den Häuptlingen gesprochen. Doch müssen diese natürlich erst den «Kopf hängen».»

Es half aber alles nichts. Freemann erklärte Volz, dass er keine Träger erhalten werde; von dem obigen Vorschlag eines Führers ist überhaupt nicht mehr die Rede. Auch für eine Rückreise nach Sigitta sollten erst in drei Tagen solche zu haben sein. Volz sieht ein, dass man ihn hier zurückbehalten will, bis Lomase kommt, und hat keine Möglichkeit dagegen aufzutreten. So geht die Karwoche ihrem Ende zu. Fast jeden Tag gibt es Kriegsalarm, ohne dass etwas erfolgt. Auch in der Nacht vor Ostern werden die Krieger auf dem Platz zusammengerufen und heisst es, morgen (Ostern, den 31. März) werde es zum Kampfe kommen. Die Weiber belustigen sich am Ostermorgen damit, Steine vom Wall in die Stadt zu schleppen zur Bedienung der Schleudern. Volz sehnt einen Angriff herbei. «Wenn nur mor-

gen ein Angriff stattfände, der könnte uns zwar vernichten, aber möglicherweise auch retten. Ich werde, wie mir aus allem hervorgeht, von diesen Liberianern als Gefangener betrachtet, allerdings als solcher, mit dem man es nicht ganz verderben will.»

Es ist begreiflich, wenn Volz für diese Kreaturen liberianischer Offiziere, über die er eine Menge Details notiert, nicht eben freundliche Worte findet und in seinem Tagebuch seinen Gefühlen freien Lauf lässt. «Ich wollte eigentlich,» schreibt er, «nicht eine Sammlung liberianischer Lügen aus diesen Tagebuchblättern bilden; aber es wird mich und vielleicht andere



Befestigung von Bussamai nach der Erstürmung.

Aufnahme des französischen Sergeanten Bost vom 2. April 1907.

später belustigen, zu sehen, in welcher netter Gesellschaft ich mich befand und über was ich mich so tagsüber mit meiner Umgebung unterhalten konnte.» Damit schliesst am 31. März das mit Tinte geschriebene grosse Tagebuch; wir finden nur noch in einem kleinen Notizbüchlein wie für alle Tage, so auch für den folgenden Tag, den 1. April, einige Notizen eingetragen in Form von Stichworten, die ihm für die spätere Ausarbeitung in Tagebuchform dienen sollten, so diesmal: «Kriegslärm, Vorschlag Briggs und der Häuptlinge, Vorschlag Carrs zur Desertion.» Worin der erstere Vorschlag bestanden hat, wissen wir nicht; Volz kam offenbar im Drange der folgenden Ereignisse nicht mehr dazu, die Notizen weiter auszuführen.

Denn am 2. April kam es zum Angriff, bei welchem Volz fiel. In seinem Tagebuch hatte er mehrmals angedeutet, er werde in einem Kampfe neutral bleiben, aber wenn der Sieg den Franzosen zuneige, sich zu diesen schlagen.

Die auf der Einvernahme der dabei Beteiligten beruhenden Akten der französischen Militärbehörden geben über den Kampf und die Auffindung von Dr. Volz folgende Darstellung:

«Au moment de l'entrée de la colonne d'assaut dans le village, le docteur Volz, étant monté dans le grenier de la case qu'il occupait, fit feu de son revolver sur les tirailleurs indigènes qui ripostèrent. En entrant dans la case ils trouvèrent le docteur atteint de coups de feu et expirant et un noir, qui venait d'être tué; outre son revolver, M. Volz avait à côté de lui deux fusils de chasse chargés, un troisième fusil fut trouvé à l'extérieur de la case. — D'après divers témoignages fournis par les indigènes, ceux-ci considéraient M. Volz comme une espèce de fétiche, dont la présence devait empêcher les Français d'entrer, et ils le tenaient dans une sorte de demi-captivité. Le commandant Mourin a déclaré être convaincu que le docteur Volz a fait usage de ses armes, mais uniquement contraint et forcé par les menaces de ses geôliers.»

«Au moment où le corps a été découvert, les cases composant le village commençaient à brûler. Le docteur Volz était expirant, mais non encore décédé. Un tirailleur fut chargé de ramasser rapidement les papiers et les instruments épars sur le sol. M. Volz étant mort, le commandement du détachement fut informé du décès et donna aussitôt l'ordre de mettre le corps à l'abri, mais à ce moment, une poudrière venait de sauter et les explosions provenant de dépôts de poudre et de munitions se succédaient dans le village qui était devenu entièrement la proie du feu. C'est seulement après l'incendie qu'on a pu retrouver le corps presque carbonisé et que les derniers devoirs lui ont été rendus, conformément aux ordres du commandant Mourin.»

Ferner geht aus dem amtlichen Bericht hervor, dass Kommandant Mourin von der Anwesenheit von Dr. Volz in Bussamai oder Bussedou, wie die Franzosen es nennen, keine Kenntnis hatte. Es ist also der Brief verloren gegangen oder einfach unterschlagen worden.

Es ist ein wahrhaft tragisches Geschick, das dem Forschungsreisenden so nahe dem Ziele durch die Tücke der Libeerianer und durch den Zufall des Krieges den Untergang gebracht hat. Es ist dieser Ausgang auf das tiefste zu bedauern, einmal wegen der Persönlichkeit des Reisenden, der in seinem Alter und mit seiner Energie der Wissenschaft noch unschätzbare Dienste geleistet hätte, dann auch in diesem speziellen Falle, weil er aus seinen Tagebuchnotizen dasjenige hätte herausholen und aus dem Schatze der Erinnerungen ergänzen können, was nun vielfach nur als Bruchstück und Andeutung uns übrig blieb. Aber auch so bedeutet seine Reise einen Markstein in der Erforschungsgeschichte Liberias.
